

Der Biß auf Granit

Ich bin der Letzte. Wer bin ich? Die Sätze drehten sich manchmal wie ein Mühlstein in meinem Kopfe herum. Ich war gefangen in einem Verließ von fadenscheinigen Sätzen. Wie komme ich aus diesem Verließ heraus? Und in meine Geschichte hinein?

Geschichten und Geschichte. Chronik oder Fiktion, das ist nicht die Frage. Die Vorstellung war zu Ende, das Spiel ist aus. Was bleibt, ist die Erinnerung. Die Erinnerung?

Was kann man erinnern, wie kann man sich erinnern? Was frißt die Zeit auf, was spuckt sie aus? Was bleibt am Ende übrig? Ich bin Erinnerung. Das Gedächtnis lügt. Das Ende der Vorstellung ist das Ende der Vorstellung, ist nicht das Ende. Gewiß, Erinnerungen werden blaß, eine überlagert die andere, eine verändert die andere, aber Erinnerungen werden dadurch nicht zu bloßen Erfindungen. Ich kann mir vieles vorstellen, was man sich gar nicht vorstellen kann. Ich möchte allerdings bei der Wahrheit bleiben. Aber was ist Wahrheit?

Ich stelle mir vor: ich sitze am Schreibtisch vor dem Kaminfeuer. Das Blatt vor mir ist weiß und leer. Die Schale mit den Farbstiften und den Streichhölzern schiebe ich mit dem Ringheft voller Notizen beiseite. Im Feuer verbrannten schon viele Texte. Und ich frage mich, ob das Feuer des Zweifels meine Erinnerungen auslöscht, und wenn nicht, ob denn Erkenntnis durch Erinnern möglich ist, möglich sein könnte. Es gibt viele Möglichkeiten, sich zu täuschen oder getäuscht zu werden. Man kann sich auch selbst missverstehen. Verstricke ich mich in Trugschlüsse und Irrtümer? Bei allem, was man sagt und schreibt, nimmt man es freilich in Kauf, sich zu irren. Das Kaminfeuer wirft Schatten von irgendwelchen Gegenständen an die Wände, es wirft Buchstaben an die Wand, was mir spanisch vorkommt. Man könnte vielleicht sogar Wörter herauslesen: „No padece quien no conoce.“ („Wer nicht weiß, leidet nicht.“)

„Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“, sagt man auch. Also nicht fragen! Nicht erinnern? Am besten an nichts denken.

„El que no duda no sabe cosa alguna.“ („Wer nicht zweifelt, weiß auch nichts.“)

Also doch: An allem zweifeln?

Ich möchte doch wissen: Wie? Was? Wo? Wann? Wieso? Warum? Freilich, ob man es wissen kann, was man wissen möchte, ist zweifelhaft. Ich glaube vielleicht, etwas zu wissen, aber stimmt es so oder stimmt es so nicht, vielleicht war es doch anders.

Ich bin der Letzte, wie gesagt. Meine Eltern und Geschwister sind tot. Ich kann sie nichts mehr fragen, sie können mir nichts mehr sagen. Ich bin der Letzte, der diese Geschichte aufschreiben kann.

Ich erinnere mich noch an eine von ihnen häufig gebrauchte Redensart: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg“, allerdings mit dem Zusatz: „und wenn ich bis ans Ende der Welt gehen müsste.“

Meine Eltern und Geschwister sind ihren Weg, im Zeichen des Widders oder des Krebses, wie auch immer, bis ans Ende gegangen. Wie jung doch manche ins Gras beißen müssen, während andere zu einem langen Leben begnadigt und bestraft sind. Die Anfänge der Geschichte, in der ich mitspiele und die ich aufschreibe, waren in Kirchenregistern mit dem Glockenschlag verzeichnet, Geburten, Taufen, Hochzeiten. Diese Chroniken wie auch die meisten Fotos wurden im Krieg ein Raub der Flammen und die Familienbücher oder andere Ersatzdokumente geben nur dürftig Auskunft, jedenfalls nicht darüber, was einem auf den Nägeln brennt.

Das Leben meiner Eltern war voller Wechselfälle, wie man so schönrednerisch gängig sagt, verstrickt in die Ereignisse des 20. Jahrhunderts mit zwei Weltkriegen, mit Flucht und Vertreibung, mit der Teilung Deutschlands, mit politischen Umwälzungen, mit historischen Umbrüchen, die tief in ihr Leben einschnitten, aber die Geschichte fragt nicht nach Gerechtigkeit.

Dergleichen wird immer wieder, wurde zu allen Zeiten durchgemacht, von Millionen und Millionen. Sie mussten die Flaggen wechseln, obwohl sie selten Flagge zeigten oder die Fahne nach dem Winde hängten. Meine Mutter richtete sich freilich immer nach der Mode, sie liebte Operetten, die sie mitsingen, und Autoritäten, zu denen sie „aufschauen“ konnte. Sie war vor allem gläubig, auch wenn sie stets ihren eigenen Willen durchsetzte. Im hohen Alter gestand sie allerdings ein: „Ich habe falsch gerudert“.

Neue Grußformeln haben meine Eltern verweigert, sie sangen auch nicht die neuen Lieder. Sie bewegten nur die Lippen, sie taten so, als ob sie mitsingen. Lippenbekenntnisse. Aber sie blieben nicht stehen, sie gingen mit, mit der Geschichte. Sie haben die Geschichte mit ihrer Dialektik von

Erfolg und Scheitern, gesellschaftlichem wie persönlichem, die Geschichte mit den vielen Wirren und seltenen Glücksfällen am eigenen Leib erlebt: vom Kaiserreich über die Weimarer Republik, die Naziherrschaft und das Regime der SBZ und der DDR bis zur Wiedervereinigung Deutschlands, die mein Vater nicht mehr erlebt hat, leider.

Als ich zu schreiben anfing, hatte ich jedoch keine Vorstellung davon, worauf das Ganze hinauslaufen könnte. Ich verspreche nichts, selbst wenn ich mich verspreche. Ich muss die falsche Erwartung, ich wüsste die Moral von der Geschichte, enttäuschen. Mir war kein Lebensplan in die Wiege gelegt worden und meine Vorfahren hatten auch keinen roten Faden für mich gesponnen, an den ich mich hätte halten können. Ich suche und ich hebe auf, was ich finde.

„Was darf's denn sein?“, fragte mich neulich eine junge Verkäuferin und ich antwortete:

„Es wäre ganz schön, wenn Sie mir sagen würden, was und wo, hm“

„Ach Sie wissen nicht, was sie wollen!“

„Oh, ich weiß es schon!“

„Aber Sie merken sich alles nur von Zwölf bis Mittag!“

„Nicht alles, mein schönes Fräulein, nein nicht alles, wenn sie nur wüssten, aber wie sollten sie auch.“

„Sie sollten `Harry Potter´ lesen, da kämen ihre grauen Zellen entschieden in Fahrt.“, empfahl sie schnippisch und ich wehrte ab:

„Ein paar Seiten habe ich ja gelesen, und Sie? Wie viele?“

Sie blieb die Antwort lachend schuldig und lenkte ab:

„Haben Sie nicht auch den Wunsch, jung zu bleiben? Wie wär´s dann mit Gehirn-Jogging? Mache ich auch. Gestern Abend nach der Arbeit war ich 64 Jahre, heute Morgen 27.“

„Scheint also eine richtige Verjüngungskur zu sein.“

„Na das geht jeden Tag ein bisschen rauf und runter. Aber vielleicht probieren Sie es mal mit der Aromatherapie, ist jetzt ganz in. Weihrauch soll übrigens auch das Gedächtnis stärken, wussten Sie das schon? Und

manche kleben sich ein Reiskorn in die Ohrmuschel, soll die Sinne ganz schön reizen und stimulieren.“

„Das wäre für mich zuviel auf einmal. Und es wechselt alles sehr schnell, nicht wahr? Zu schnell.“

„Man muss natürlich immer online sein, damit man nichts verpasst.“

„Dann will ich natürlich online bleiben.“

Und dann komme ich manchmal nicht einmal auf meine eigenen Gedanken. Oft fallen mir Namen von Personen und Dingen des Alltags nicht ein, was mich erzürnt und was in Gesellschaft meist peinlich ist. Manchmal sehe ich nur noch schwarz, wenn das Gedächtnis abstürzt. Es ist die Hölle, wenn ein Satz abbricht und man nicht weiter weiß, wenn man den Satz nicht zu Ende formulieren kann.

Doch die Ärzte erklärten: „Das ist nicht schlimm! Schauen Sie doch mal in Ihren Pass! Mein Gott, 69 Jahre, das ist halt so mit dem Alter!“ und wegen des Tinnitus rieten sie mir zu einer hyperbaren Sauerstofftherapie in der Druckluftkammer, dem `U-Boot der Taucher´. Und der jüngste Nachbarjunge Gereon erklärte letztens lakonisch: „Na ja, alte Leute haben immer was.“ Und er hielt dabei seine Hand auf.

Also, woran soll ich mich noch erinnern, wenn ich mir vieles nicht mehr merken kann? Ich blättere in den Zeitungen, die sich neben meinem Schreibtisch stapeln: Flüchtlingselend und Hunger in Darfur, Selbstmord-Attentate der Al Kaida. Unschuldige Menschen wurden in den Tod gerissen, unzählige. Auch in Israel und Palästina. Eine unendliche Geschichte. „Im Terror steckt immer der Error“, titelte eine Zeitung, eine andere „T-Error“. Wir sind wohl oder übel alle in die Geschichte verstrickt. Doch wie?

Und wie komme ich in diesem Rahmen der Weltereignisse, der großen Katastrophen zu mir, zu meiner kleinen privaten Geschichte mit den kleinen Katastrophen, zu meiner kleinen Geschichte von Krieg und Vertreibung, die schon verwickelt genug ist. Vermesse ich mich nicht in jeder Hinsicht, in jedem Betracht? Ist meine Erzählung noch gerechtfertigt vor allem Unglück der Welt? Wie komme ich von der einen Geschichte zur anderen Geschichte? Erinnern, damit sich die verheerenden Ereignisse der Vergangenheit nicht wiederholen? Vielleicht. Alles zu verschweigen und zu vergessen, wäre ein Versagen, das keinen Frieden stiften kann. „Die Wahrheit wird euch frei machen“ lautet die Universitätsdevise meiner ehemaligen Freiburger Alma Mater, das Christus-Wort (Johannes 8, 32) steht in Antiqua-Buchstaben in den Stein der Fassadenwölbung der Aula

gemeißelt und vergoldet über dem Eingang des Kollegengebäudes zwischen den Statuen von Homer und Aristoteles. Durch Wahrheit zur Freiheit, zur Freisetzung aus den Schuldverstrickungen des Lebens, zur Erlösung. Die Erinnerung und Schilderung des eigenen Unheils ist keine Nabelschau, ist keine Aufrechnung. Sie ermöglicht vielleicht ein Verständnis dafür, was wir anderen angetan haben. Deutschland hatte mit dem Überfall auf Polen den Zweiten Weltkrieg ausgelöst und dann schlugen die Wellen der Kriegsgewalt auf uns zurück. Vielleicht könnte das Kriegsleid von damals zu einer ständigen Bemühung um Frieden mahnen, damit sich die verheerenden Ereignisse der Geschichte nicht wiederholen.

Wenn man sich in den Stammbäumen der verwandten Familien verliert, gelangt man kreuz und quer durch Mitteleuropa, vom Rheinland nach Ostpreußen, von Schlesien ins Ruhrgebiet und von Berlin ins Salzburger Land, vom Weißen Haus in Blankenese zum Bon Pasteur in Straßburg. In vielen Nachlässen fanden sich Abstammungsurkunden und Stammbaumnachweise, die der Arierparagraf der Nationalsozialisten mit dem Erlass der `Nürnberger Gesetze´ forderte. Aus den Papieren ergab sich, dass Großonkel Anton eine Halbjüdin zur Frau hatte. Großtante Wilhelmine hatte einen Juden geheiratet. Viele, die sich nicht trennen wollten, nahmen sich selbst das Leben, anderen wurde es in den KZs genommen.

Im Nachlass meiner Mutter befanden sich auch Skizzen ihrer Kindheitserinnerungen aus der Kaiserzeit, zudem Briefsammlungen verschiedener Absender, Taschenkalender mit Einträgen, Tagebücher von Verwandten. Bei Haushaltsauflösungen von Bekannten entdeckte ich zufällig einige Bündel verstreuter Tagebuchblätter aus anderen Nachlässen, die trotz der Kriegswirren durch einige Klöster von Ost nach West gelangt waren, manche waren angerissen oder abgerissen, manche rochen nach Zigarrenrauch, Pfeifentabak, Maiglöckchen oder Lavendel, die, wenngleich lückenhaft, mit Zeitsprüngen, eindeutig als zusammengehörig zugeordnet werden konnten.

Ich habe vieles aufgeschrieben, was andere aufgeschrieben haben, in Briefen, Tagebüchern, Zeitungsartikeln, in Aufzeichnungen und Berichten. Ich schreibe mit geliehenen Worten, mein Bewusstseinsstrom nimmt fremdes Eigentum rücksichtslos mit.

Mich bedrängen Fragen über Fragen. Ich habe in jedem Papierschnipsel, das ich in üppigen wie dürftigen Nachlässen fand, nach Antworten gesucht.

Was ich herausbekommen habe, sind Bruchstücke aus verästelten Geschichten, in die ich irgendwie selbst verstrickt bin, womit sich wieder die Frage nach den Ursprüngen stellt.

Was weiß ich vom Vater? Welche Rolle spielte er in meinem Leben? Welche im Beziehungsgeflecht der Familie. In meiner Kindheit war er meist abwesend, er war im Krieg. Was weiß ich denn? Gehöre ich zu einer vaterlosen Generation? Das mag für viele Kriegskinder gelten, für mich aber doch nicht.

Der Grabstein meines Vaters aus rotschwarzem Granit stand schief im trockenen märkischen Sand unter einer nadelnden Kiefer, die Erde hatte an einer Seite nachgegeben, das Gold der Schrift war weitgehend abgeblättert, aber die eingravierten Buchstaben waren noch zu erkennen:

„Hier ruht in Frieden Josef Notbuk aus Ratibor,

geboren am 21. März 1907, gestorben am 16. April 1977.“

Jemand hatte vor den Stein einen Blumentopf mit weißen und lila Alpenveilchen gestellt.

Was weiß ich von der Mutter? Sie stand mit uns in schweren Zeiten allein da, sie hat uns durch alle Fährnisse des Krieges und der Nachkriegszeit durchgebracht. Sie wollte natürlich das Beste für ihre Kinder. „Man beißt sich durch, durch die Verhältnisse“, war einer ihrer Sprüche. Auf sie passte der Topos der `Glucke´.

Wie meiner Mutter haben wir auch meinem Vater leider keine Fragen gestellt, zur rechten Zeit, wie man vieles verpasst hat, was um so schwerer wiegt und unverzeihlich ist, weil mein Vater sich über die kleinsten wie die größten Dinge der Welt viele Gedanken gemacht hat und sich oft über das Unrecht in der Welt aufgeregt hat. Er kam sich, durch den Krieg gebeutelt, als ein verkannter Flüchtling vor, in seinen Ambitionen behindert, immer wieder mittellos geworden, gezwungen, immer wieder von vorn anzufangen, zeitweise von der Hand in den Mund lebend, in alten Anzügen und in grauen Werkstattkitteln, im Grunde war er ein unmoderner Mensch, aber vielleicht ein wenig wider Willen. Die Geschichte war ihm in die Quere gekommen. Er verachtete alle Wichtigtuer ebenso wie die Kulissenschieber und die Drahtzieher, „die kein normales, anständiges Leben führen“.

„Undank ist der Welten Lohn.“, brummte er manchmal vor sich hin. Wie gesagt, er war eher wortkarg. An Sonntagen hielt sein Gesprächsfaden auf Zigarrenlänge.

Wenn die Frage seiner Herkunft berührt wurde, wollte er, eher bescheiden, kein Aufhebens davon machen und tat es mit der Bemerkung ab: „Mich hat der Esel im Galopp verloren, für mich waren das böhmische Dörfer.“ Seine Eltern Julius und Auguste stammten aus Böhmen, genauere Auskünfte über sie gab es jedoch nicht.

Hinter vorgehaltener Hand, warum weiß ich nicht, wurde geraunt, dass Julius eine verkrachte Existenz war. Ein Straßenmusiker, doch auch ein Geiger in der Kurkapelle von Marienbad. Ein Künstler, eben ein Hungerleider. Ein Zigeuner, der immer unterwegs war. In Berlin soll er im UFA-Palast nicht nur während der Inflation bei Sonntagsmatineen mitgespielt haben, vielmehr begleitete er die Stummfilme. Eine Dame aus dem Publikum soll ihm zum Dank einmal ein Bier spendiert haben.

Mein Vater hatte drei Geschwister, die Schwester Lisette und die Brüder Roman und Johann. Roman hatte sich, weil seine Angebetete einen anderen erwählte, erschossen und war noch über einige hohe Bretterzäune gesprungen. Es ist eine alte Geschichte. Johann wurde als Schachspieler berühmt. Lisette war einige Tage mit dem Glücksritter Franz verheiratet, der in dubiose Geschäfte mit dem leichten Gewerbe verwickelt gewesen sein soll und der es als Wechselreiter, Falschspieler, Zechpreller und Heiratsschwindler zu einem gewissen Renommee gebracht hätte.

Nur Wenigen war bekannt, dass sich die Ahnenreihe meines Vaters bis zum Dreißigjährigen Krieg zurückverfolgen ließ. Seine Vorfahren waren danach in den verschiedensten Landstrichen Deutschlands zu Hause.

In einer alten Chronik ist von einem Johan Notbuk die Rede, der um 1608 in einen Bürgerzwist mit Absagebrief und Urfehde verstrickt war. Wegen der falschen Anzeige eines Pferdediebstahls drohte ihm die furchtbare Strafe des 'langsamen Schmäuchens', ein Verbrennungstod. Johan Notbuk wurde verhaftet und einem peinlichen Verfahren unterworfen, also gefoltert. Doch er beteuerte seine Unschuld und ertrotzte mit der Drohung, die unbefestigte Stadt durch seine Anhänger mit einem Schadenfeuer in Grund und Boden zu 'bornen', seine Straflosigkeit und freies Geleit. Diese Geschichte wurde oft im Verwandtenkreis erzählt, die wir als Kinder nicht recht verstanden, weshalb wir uns auch nicht schämten, sie stolz weitererzählten.

Wie gesagt, Julius und Auguste, die Eltern meines Vaters, lebten in Böhmen, davon einige Jahre in Reichenberg mit seinem schönen Renaissance-Rathaus. Die Stadt heißt heute Liberic. Früher war sie Sitz des Tuchmacherimperiums Liebig mit Spinnereien und Webmaschinen größten

Maßstabs, wo Auguste auch gearbeitet haben soll, wovon jedenfalls voller Stolz geredet wurde. Und dann, während des Krieges, wohnten sie in der Nähe der `Kleinen Festung Joseph II.` in Theresienstadt. Das war allerdings ein Kapitel, das sie ungern erwähnten, denn es war das Ghetto für deutsche Juden und später auch Zwischenlager für die Judentransporte aus dem Protektorat Böhmen und Mähren in die Gaskammern von Auschwitz, Treblinka und Majdanek. „Arbeit macht frei“ stand am Eingangstor („Jedem das Seine“ verkündete ein anderes).

Und in den Böhmerwald, nach Oberplan fuhren Auguste und Julius gern in die Sommerfrische und lasen gern, natürlich die Werke von Adalbert Stifter, das böhmische Geschichtsepos `Witiko´ und den Bildungsroman `Der Nachsommer´, in dem das Stille und Unscheinbare als Maß der Humanität und der Glaube an das Walten eines sanften Gesetzes in der Natur sich als roter Faden durchzieht.

Das waren die böhmischen Dörfer meines Vaters, es war nicht seine Zeit, aber sie hat ihre Spuren hinterlassen, die unter die Haut gegangen sind, ob man sich darüber Rechenschaft gegeben hat oder nicht. Er sagte manchmal: „Für die Massen gibt es kein Maß.“

Wann und wo er das gesagt hat, oft in einem aufbrausenden Ton, erinnere ich nicht mehr. Aber auch wenn mein Vater leicht aufbrauste, konnte man doch in seinem Charakter – ich hatte nie darüber nachgedacht, aber jetzt fällt es mir auf - eher Züge der verhaltenen Gestimmtheit des `Nachsommers´ entdecken. Und viele Böhmen waren ausgezeichnete Musiker. Auch mein Vater spielte Geige, was ich leider nie gehört habe, weil er die meiste Zeit meiner Kindheit im Krieg gewesen war. Wenn wir ihn fragten, warum er uns nicht einmal auf seiner Geige etwas vorspiele, antwortete er jedes Mal: „Die Geige müssen wir erst vom Geigenbaum pflücken.“

Seine Geige aber, mit noch drei Saiten bespannt, fand ich nach dem Krieg in staubigen Spinnwebennetzen auf dem Dachboden unseres ausgeplünderten Hauses.

Wenn ich an meine Eltern denke, versuche ich, mich an meine Kindheit und an meine Jugend zu erinnern. Fotos gibt es nur sehr wenige. Protokolle habe ich nicht geschrieben. Meine Eltern haben mich gemessen und gewogen, das ist verbrieft. Wer war ich denn? Xaver Maria Notbuk, den man ein Marienkind nannte. Ich stelle mir vor, wie ich als Kind die Welt um

mich aufnahm, allem mit Urvertrauen begegnete. Aber wie sah ich aus? Ich war nicht der Knabe im lockigen Haar. Ich habe mich nicht gesehen. Ich habe mich gefühlt. Und wie! Ich fühlte mich groß, größer, als jede kränkende Messung ergab. Mein ganzes Leben ein Gefühlsstrom also. Wann habe ich denn mal in den Spiegel geguckt? Ich habe kein Gesicht. Die anderen haben Gesichter, die mich noch heute unverrückbar anschauen. Es sind Erinnerungsscherben, keine ganzen Bilder. Es sind Geräusche, Gerüche, Wörter, Sätze, Stimmen, Klänge, vielleicht auch Träume, Stimmungen und Ahnungen. Ein Karussell von Wörtern und Bildern, die an seidenen Fäden hängen. Alles, was abbricht oder abreißt. Keine Grundsätze, nur Und-Sätze. Alles, was im Anekdotischen zu enden scheint. Die Träume erzählen von Ängsten, Fragen, Wundern. Die Träume meiner Mutter und meine Träume mischten sich seltsam, was Stoff für Deutungen bieten könnte, was ich mir zu deuten noch nicht zutraue, denn die Geschichten sind zu sehr verworren und verwickelt. Aber aus Träumen begann die Suche. In den Träumen und Wachträumen glimmten verschüttete Tatsachen ins Halbbewußtsein, die ich aber nicht fassen konnte. Es kam auch vor, dass der diffuse Klang einer angeschlagenen Tonscherbe die Erinnerung an eine Gebärde, an das Mienenspiel einer Person, an eine ganze Szene weckte. Oder das Klingen von Gläsern und Glasscherben. Oder der Nachhall betretener Steine, betretener Worte. Oder das Scheppern eines Blechnapfes.

Ich erinnere mich vor allem an Geschehnisse, die mir unter die Haut gingen und die sich mir tiefer ins Gedächtnis eingepägt haben, aber auch an Lappalien. An glitschige Kartoffelschalen, den Geruch der Wanzen, den Geschmack von Bleisoldaten, das Reißen eines Strickes, die Hitze eines brennenden Spiegels, an einen Bienenstich, den Sog in die Tiefe von der Siegessäule, die Enge in den Splittergräben, die Angst vor dem Ertrinken, die Klemme beim Lügen, das Heulen der Sirenen, die stickige Luft in den Schutzkellern, das Rasseln von Panzerketten, an Schüsse und die Explosion von Handgranaten. Ich erinnere mich auch an Räume, an Raumfolgen, an Labyrinth in Trümmern, in denen ich allein war, wovon mir kein anderer berichten konnte, an Zimmergrundrisse in Ruinen, die unsere Abenteuerspielplätze waren, die nur ich mit Geschwistern und Spielkameraden betreten habe, die nicht im Familienkreise beschrieben werden konnten, die ich nicht vom Hörensagen kenne. Was man mit wachen Kinderaugen gesehen hat, behält man in Erinnerung. Freilich, wer nimmt mir das ab!

An der Wand erscheinen neue Schattenbilder, Buchstaben aus dem Kaminfeuer:

„Ojos que ven no envejecen“ („Sehende Augen altern nicht.“) Heißt das vielleicht auch, das Gesehene bleibt im Gedächtnis eingepägt?

Doch es sind nur viele kleine Mosaiksplitter, bunte und matt schillernde Scherben, die wie in einem Kaleidoskop hin- und herfallen, und jedes Mal sind sie Teil eines ganz anderen Bildes. Schon als Kind fand ich das Spiel mit den immer neuen Möglichkeiten faszinierend. Ich weiß nicht, ob überhaupt etwas zur Deckung zu bringen ist, gebracht werden kann. Indem sich die Mosaiksteinchen zu verschiedenen Bildern fügen können, erhascht man jedes Mal mit der anderen Konfiguration eine andere Beleuchtung, einen anderen Sinn. Wie trügerisch kann Erinnerung sein. Gewissheit, gibt es sie denn?

Es ist eine Binsenweisheit, dass man, was vor langer Zeit geschehen ist, nicht eins zu eins wiedergeben kann, dass man nur Annäherungen an die Wahrheit erreichen kann. Die Suche in der Erinnerung ähnelt vielleicht den Forschungen der Archäologie. Man findet nur Spuren und Bruchstücke, die Lücken muss man rekonstruieren, durch Simulationen, durch Fiktionen ausfüllen. Trial and Error. Durch das Spiel mit der Sprache. Wie könnte es passen, wie könnte es stimmen. Die Spuren sind wie Widerlager, die man überbrücken muss.

Wenn ich mich an etwas erinnere, sehe ich die Welt auch mit anderen Augen an und die Dinge erscheinen mir auf einmal ganz anders. Ich glaube, ich sehe mehr, erlebe eine Differenz der Blicke. Ich versetze mich aus dieser Zeit in eine andere und aus der anderen in diese zurück. Der Blick auf die Gegenwart, die Wahrnehmung des Augenblicks wird bewusster. Ich erlebe das Jetzt viel wacher, mit geschärften Sinnen, mit mehr Aufmerksamkeit und Gefühl, ich erlebe mehr Fülle und mehr Mangel. Das Erinnern ist ein Exerzitium zur Bewältigung des Alltags. Mit dem Hintergrund der Vergangenheit begreife ich die Gegenwart als wichtigsten Moment des Lebens.

Ich und das Kind. Der alte Mann und das Kind. Ich sehe mir wie einem Fremden zu. Bin ich denn ich? Ein doppeltes Ich, vielleicht. Welches Ich erinnert sich? Wie viele Ichs habe ich? Erinnere ich mich also? Vielleicht verdichte ich vage Gefühle aus einem Ich-Splitter? Die entlegensten Partikelchen werden wie von einem Magneten angezogen und schmelzen zusammen. Oder sauge ich Ahnungen wie ein Schwamm auf, den ich dann nur ausdrücke.

Und doch kann ich mir nicht recht vorstellen, was ich als Kind gedacht und gefühlt habe. Wie lange ist es her? Immerhin, es gibt Erinnerungsfetzen. Freilich lassen sich die tausend klitzekleinen Dinge und Geschehnisse, Freuden und Leiden, nicht voll und ganz wiedergeben. Die Zeiten ändern sich, auch der Zeitgeist und die Stimmungslagen. Habe ich alles erlebt oder geträumt? Ich habe vom Zauberer Krabat aus dem Wendland geträumt: er brachte alle Dinge zur Mühle am Schwarzen Grund und zauberte neue Sätze aus altem Schrot und Korn, sie wurden zu Bildern in meinem Kopf. Wenn man Glück hat, erhascht man einen Zipfel davon, was man als Kind gefühlt hat, und ein solcher Moment weitet und verdichtet sich vielleicht zu einer ganzen Szene, offenbart vielleicht versteckte Zusammenhänge, so dass doch ein Stück von einem Zeitbild entsteht, wenigstens eine Mutmaßung über die Zeit, die an einigen Anhaltspunkten festgemacht ist, an vorhandenen Kalendereinträgen, Briefen und lückenhaften Tagebuchaufzeichnungen. Ich erinnere mich dabei, was ich mir alles vorstellen wollte, was ich mir nicht vorstellen kann. Das Ergebnis kann nicht zweifelhaft sein, Wahrheit und Dichtung, wenn es glückt.

Beim Schreiben versuche ich allerdings, Gewissheit über die Geschichte zu gewinnen, und darin auch ein Stück an Selbstgewissheit. Ich suche im Gefundenen, im Spiegelgrund meines Bewusstseins. Es sind Spiegelspiele. Oder Spiegelfechtereien? Dabei ringe ich mit jedem Wort, bin manchmal, oft, um ein Wort verlegen, errate ein falsches Wort, wende es hin und her, es zwingt mich, einen anderen Sinn herzustellen, und aus Verlegenheit entsteht etwas ganz anderes, etwas Neues. Vielleicht sind es aber nur andere Klangscherben.

Ich quäle mich jedenfalls an Worten und Sätzen ab, trotze sie nächtens meinen Malaisen ab, stoße mich an leeren Gläsern und Obstschalen und an einem fernen Klang. Ich krame lange in der Wörterkiste und in der Satztruhe, um an granitemem Gestein einen Glimmersplitter zu entdecken, um den nackten Tatsachen eine gewisse Pointe abzugewinnen, wenigstens einen Funken daraus herauszuschlagen. Aber wie macht man das, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren? Letztlich fehlen mir doch die passenden Worte.

Die Bilder werden unscharf, die Worte verfärben sich und wenden sich ab, Buchstaben stürzen sich auf mich, saugen mir das Blut aus den Adern. Es schreibt, nicht ich schreibe. Ich verstehe nichts mehr. Es gehen immer neue Fenster auf, Scheinfrauen winken mit blühenden Wörterzweigen, die sie mit Stecknadeln in hochzeitlichen Vorstellungsräumen anhexen. Auch der Schirmhintergrund verändert sich. Die Fenster öffnen und schließen sich. Die Dialoge sind schnell und kurz. Was kann man sich schon zwischen Tür und Angel sagen. Wortschellen schlingern durch die Achterbahn. Es bleibt keine Zeit, sie zu erfassen. Ich klicke mich durch die Fenster hindurch. Auch die Symbolleisten geben keinen Halt. Ich tippe daneben. Es ist ein anderer Text. Ein falscher Klick. Das Programm reagiert nicht. Noch ein Hype. Und noch ein Hype. `Planet Porno´. Ein neuer Klick. Ich werde in die Irre und immer zum selben Punkt geschickt, an dem es nicht weiter geht. Manchmal möchte ich mein Notebook an die Wand schmeißen. Ich quäle mich, noch weiterzumachen. Schließlich stürzt alles ab. Der Bildschirm mit der Zeitmaschine ist leer. So bin ich wieder auf mich selbst zurückgeworfen. Beim Schreiben bin ich allein. Ich sinne nach und versuche, mir vorzustellen, was ich treibe oder getrieben habe und was andere treiben oder getrieben haben und welche Fäden sie ziehen oder gezogen haben und welche Fäden sie zusammenhalten. Erinnern und vergessen?

Natürlich kann ich mich selbst nicht aus der Geschichte heraushalten, alles hat, in mannigfaltigen Brechungen, auch mit mir zu tun. Das autobiographische Gedächtnis ist ja mittlerweile auch von Historikern gefragt. Ich kann nicht mit dem Anfang anfangen, denn den kenne ich nicht. Ich versuche aber herauszufinden, wie es auf Grund meiner Erinnerung und aller vorgefundenen Unterlagen, gewesen sein könnte. Bei vielen Recherchen, vor allem bei meinem Besuch der Stadt Lubsko, die seit der ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 1106, also über neunhundert Jahre lang Sommerfeld hieß, habe ich, haben andere festgestellt, dass mein kindliches Gedächtnis genauer war als schludrige, hudlige Dokumente, in denen Fehler nachgewiesen wurden.

Vielleicht kann ich das, was ich gehört und gesehen habe, natürlich nicht alles, vielleicht kann ich die Wege, Kehren, Umwege, Wenden, die hinter uns liegen, in all ihrer Widersprüchlichkeit und Ungereimtheit aus meiner Perspektive beschreiben und dabei einige Ereignisse des 20. Jahrhunderts vergegenwärtigen. Vielleicht legt mein Biss auch Unbekanntes frei und vielleicht reflektieren die Fundsachen, die vielen, vielen Mosaikscherben sogar ein Zeitbild. Die einschneidenden Ereignisse, die sich dem neunjährigen Jungen am nachhaltigsten im Gedächtnis eingepägt haben und von denen ich erzählen werde, waren die letzten Kriegsmonate und die

Vertreibung aus der ostbrandenburgischen Heimat nach Kriegsende, deren Voraussetzungen und Nachwirkungen man auch nicht ausblenden kann.

Doch Irren ist menschlich, wie jeder weiß. Ein ganzes Leben von Menschen dreier Generationen, fast ein ganzes Jahrhundert, in dem sich die historischen Ereignisse im alltäglichen Leben der Menschen wie der Familien spiegeln, lässt sich auch nicht in wenigen Sätzen, auch nicht in einem ganzen Buch, schildern, vor allem, wenn man es unternimmt, sich in die Gedanken und Gefühle anderer Menschen hineinzusetzen, zumal doch das Gewirr der Nebensächlichkeiten in Nebensätzen, Satzbrüchen und Schachtelsätzen das eigentliche Leben ausmacht, wie in Seitenstraßen und Sackgassen. Ich möchte jedenfalls keinem zu nahe treten. Ich möchte auch von keinem etwas abfordern. Vorsatz und Fahrlässigkeit scheiden wohl aus. Sicher gibt es gefahrgeneigte Stellen im Text wie im Leben. Es ist kein Unglück, keinen Zugang dazu zu finden. Ich finde es jedenfalls nicht schade, aufgeschrieben zu haben, woran ich mich erinnere, wenn ich damit keinen Schaden anrichten konnte. Manchmal spreche ich ja nur mit mir selbst, denn manche Dinge kann man ja nur mit sich selbst ausmachen.

Zu manchen Einsichten gelangt man auch erst nach vielen, langen Anläufen. Für manche Fragen findet man erst nach Jahrzehnten ganz zufällig den Schlüssel des Verständnisses. Einzelheiten, die man sich nicht erklären konnte, erscheinen nun in einem größeren Kontext und in einem anderen Licht keineswegs mehr als rätselhafte Momente, weil man manchmal ahnungslos ein Spielball anderer war, nicht so frei und selbstbestimmt handelte, wie man glaubte, sondern in Selbsttäuschungen verfangen war. Wie war der Anfang und wie war das Ende? Wie lässt sich Zeit in Sätze fassen?

Und ich frage mich, ob es denn stimmt, was Antoine de Saint-Exupéry schrieb, dass die Vergangenheit ein Granitblock ist und sich vollendet hat, und dass der ein Narr ist, der sich an der Vergangenheit die Zähne ausbeißt. Ich bin der Letzte, der sich an einem kleinen Stück Vergangenheit noch die Zähne ausbeißen kann, und ich wäre der Letzte, wenn ich dies unterließe.